

# Die Hoffnung stirbt zuletzt

Schon vor dem Bürgerkrieg waren die Minen im Donbass für Hungerlöhne und Unfälle berüchtigt. Die Kämpfe machen das Leben der Kumpel noch schwerer.

Von Jens Malling (Text und Fotos)

Von der Arbeit unter Tage gezeichnet: Roman Marjenko traf bei der Arbeit im Schacht ein Steinsplitter im Gesicht

Das Bergwerk von Kirowske (russisch: Kirowskoje) nahe der von den Milizen der »Volksrepublik« kontrollierten Stadt Donezk wurde bereits mehrfach von den Truppen Kiews beschossen. »Es war gerade Feierabend geworden, und ich stand in der Dusche. Ich hörte einen Knall und lautes Klirren. Der Druck der Detonation einer Granate hatte die Fenster bersten lassen. Als ich aus der Umkleidekabine kam, sah ich, dass in meinen Schuhen Glasscherben lagen«, berichtet Andrej Kopejka und setzt fort: »Ich eilte in den Kontrollraum hinüber, wo sich die Kollegen unter den Tischen versteckt hatten. Niemand hatte uns gewarnt, dass ein Angriff kommen könnte.«

An seinem Plastikhelm ist eine Stirnlampe angebracht, der Kohlenstaub darauf scheint fest angewachsen zu sein. Kopejka lacht schallend, als versuche er, das Erlebnis damit von sich abzuschütteln und nimmt einen Zug von seiner Zigarette. 22 seiner 41 Lebensjahre hat er bereits hier in der Kirow-Mine im Kohlebecken von Donezk gearbeitet. Als Bergmann ist er an Zumutungen gewöhnt: etwa die mehrmonatige Einbehaltung des Gehalts und eine veraltete Ausrüstung. Hunderte Meter unter der Erdoberfläche warten Gefahren wie Gasexplosionen und Einstürze. Die Kohleminen des Donbass sind für ihre häufigen Unfälle, bei denen schon zahlreiche Kumpel ums Leben kamen, berüchtigt.

Die Kämpfe zwischen den Aufständischen und ukrainischen Regierungskräften schaffen auch für die hier Arbeitenden zusätzliche Gefahren. Trotz aller Versuche, das Minsker Friedensabkommen vom Februar 2015 umzusetzen, gehen die Kampfhandlungen weiter. Die Rebellen kontrollieren Donezk und haben die Metropole zur Hauptstadt ihrer international nicht anerkannten Donezker Volksrepublik gemacht. In den Vororten und in den nahe gelegenen kleineren Städten fordern Schusswechsel und Bombardierungen fast jeden Tag Todesopfer. Beide Konfliktparteien

beschuldigen sich regelmäßig gegenseitig, den vereinbarten Waffenstillstand zu brechen. Der Moskauer Kreml dementiert Vorwürfe der zu Kiew haltenden westlichen Staaten, dass Russland die abtrünnigen ostukrainischen Gebiete Donezk und Lugansk mit Waffen und Truppen versorge.

## Unsichere Zukunft

Der Konflikt hat, nachdem er bereits in sein drittes Jahr gegangen ist, schon etwa 10.000 Menschen das Leben gekostet. Seit seinem Ausbruch riskieren Kopejka und mit ihm die meisten Bergleute der Region, beschossen zu werden. Auf dem oberirdischen Gelände des Bergwerkes zeugen an mehreren Stellen Schutt, Glasscherben und zertrümmerte Fassaden von den Einschlägen der Granaten. Täglich sein Leben in der Mine aufs Spiel zu setzen, bringt Andrej Kopejka etwa 15.000 Rubel (umgerechnet 200 Euro) pro Monat ein. Die russische Währung ist hier an die Stelle der ukrainischen Griwna getreten.

»Wenn der Lohn rechtzeitig ausgezahlt wird, reicht er mehr oder weniger, um ein normales Leben zu führen«, sagt Kopejka. Allerdings weist er darauf hin, dass die neue Behörde der »Donezker Volksrepublik« nicht immer pünktlich zahlt. Das gleiche Übel herrschte, als die Regierung in Kiew hier noch das Sagen hatte. Von den insgesamt 95 Bergwerken der Ukraine befinden sich immerhin 60 in dem relativ kleinen Gebiet im Südosten des Landes, welches die Aufständischen kontrollieren. Mit der Ausrufung der »Donezker Volksrepublik« und der der »Lugansker Volksrepublik« im Frühjahr 2014 übernahmen die neuen Machthaber auch die Verantwortung für die lebenswichtige Bergbauindustrie.

Den Rebellenführern fiel somit die schwierige Aufgabe zu, für die im Gebiet verbliebenen Arbeiter, die ihren Lebensunterhalt in den Gruben oder im damit

zusammenhängenden Gewerbe verdienen – vor dem Konflikt waren es etwa 450.000 – die Arbeitsplätze zu sichern. Die Zukunft der Kumpel ist höchst ungewiss. Vor dem Krieg wurde diese Industrie unter anderem durch hohe Subventionen des ukrainischen Staates am Leben erhalten. Experten meinen, dass die Gewinnung von Kohle im Donbass nicht rentabel sein könne. Die Gefahr von Schließungen besteht auch deshalb, weil sich die Minen auf oder in unmittelbarer Nähe der Frontlinie befinden. Aus diesem Grund mussten bereits alle elf Bergwerke bei den Städten Gorliwka (russisch: Goriowka) und Jenakijewo (russisch: Jenakijewo) dichtmachen.

»Ich glaube nicht, dass wir hier stillgelegt werden. Wenn die Politiker uns bloß in Frieden lassen, können wir hoffentlich weiterarbeiten«, meint Andrej Kopejka und wirft den Zigarettenstummel weg. Mit den Männern aus seiner Schicht geht Kopejka über Eisenbahnschwellen und zwischen Güterwaggons entlang, um zum Eingang des Schachts zu gelangen. Hier oben von dem Rangiergelände wird die Kohle abtransportiert. Die Gesichter seiner Kollegen sind noch sauber, nur der Kohlenstaub um die Augen kann nie vollständig gewaschen werden. Dunkle Ränder, wie mit Kajal aufgetragen, bilden einen Kontrast zu kantigen, maskulinen Zügen. Mit einem Schienenfahrzeug verschwinden die Männer der Nachmittagschicht im steilen Winkel in der Tiefe. Einige Stirnlampen leuchten in der Dunkelheit noch eine Weile wie kalte Sterne.

## Alter Glanz

»Krieg bringt Zerstörung, und davon haben wir in unserem Bergwerk schon viel erlebt. Das hat zur Folge, dass wir Ressourcen bereitstellen müssen, um die Schäden zu beheben – Geld, das wir anderweitig benötigen würden. Zum Beispiel, um Gehälter auszuzahlen oder um in neue Anlagen zu investieren. Deswegen hat der Krieg schwer-

wiegende Folgen für die Wohlfahrt unserer Arbeiter«, sagt Direktor Alexej Stulin, der die Kirow-Mine mit ihren 1.500 Angestellten leitet.

Das Hauptgebäude, in dem sein Schreibtisch steht, lässt sich am besten als Proletarierpalast beschreiben. Das Interieur verbindet neoklassische und modernistische Elemente und spiegelt sowjetische Ästhetik wider. In einer Ecke fordern schwere Fahnen mit Goldrand und Quasten Respekt ein. Es gibt Räume mit luxuriöser Holztafelung und Treppen mit prunkvoll geschmiedeten Geländern. Man läuft über gediegenes, wenn auch abgenutztes Parkett im Fischgrätmuster. Im Flur schmücken mintgrüne Kacheln Decken und Wände. Dieses »Schloss« über der Mine stammt aus den 1950er Jahren, aus einer Epoche, gekennzeichnet vom Aufbruch in der Raumfahrt und dem Selbstvertrauen der UdSSR nach dem Sieg im Großen Vaterländischen Krieg.

Der Palastbau drückt auch die Bedeutung aus, welche in den Augen der sowjetischen Führung dem Bergbau im Donbass zukam. Die damalige Propaganda schuf einen regelrechten Kult um die unterirdische Schufterei. Die Kumpel in den Schächten wurden als der ganze Stolz der Arbeiterklasse dargestellt. Damit sollten die Hunderttausenden von *Schachtjori* – das russische Wort für Bergleute – für ihren bedeutsamen Beitrag zum Aufbau des Sozialismus geehrt werden. Ihre Arbeit honorierte der Staat auch materiell mit hohen Löhnen und guten Renten. Die extravagante Einrichtung im Alexej Stulins Büro zeugt von der einstigen Blütezeit, als die Minen der UdSSR, der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik, Kraftwerke und Stahlkombinate in großen Teilen der Sowjetunion mit ihrer Kohle versorgten.

## Postsowjetischer Verfall

Doch die Zeiten änderten sich. In der postsowjetischen Ära regierten Niedergang, Verfall und Arbeitslosigkeit im ehemals so stolzen Kohlebecken. Bei Unglücken in den zunehmend maroden Bergwerken des

Donbass starben in den vergangenen Jahren viele Menschen, in der Kirow-Mine verloren 2001 zehn und 2009 acht Kumpel ihr Leben. Vor dem Hintergrund der jüngsten dramatischen Entwicklungen, die die Ukraine politisch und territorial zerrissen, müssen Andrej Kopejka, Alexej Stulin und ihre vielen Kollegen erst recht bangen. Tausende Arbeitsplätze hängen am seidenen Faden. Für die »Donezker Volksrepublik« (ukrainisch: Donezka Narodna Respublika, russisch: Donezkaja Narodnaja Respublika – DNR) steht ihr wichtigster Wirtschaftssektor auf dem Spiel. Für den 41-jährigen Direktor gibt es keinerlei Garantie dafür, dass seine Mine unter den gegenwärtigen Umständen noch lange in Betrieb bleiben kann.

»Jeder Schacht könnte wegen des Krieges zur Aufgabe gezwungen werden«, betont Stulin. Es bestünde die Gefahr, dass die Kirow-Mine durch Artillerieangriffe irreparabel zerstört werde. »Natürlich haben wir Angst. Die Kumpel befürchten, für immer unter der Erde zu bleiben.« Und er fügt hinzu: »Wir sind friedliebende Menschen, die einfach in Ruhe dafür arbeiten möchten, dass sich unser Land entwickeln und wieder blühen kann.« Zum Glück seien bisher trotz der zahlreichen Angriffe auf die Mine noch keine Kollegen an ihrem Arbeitsplatz durch Beschuss ums Leben gekommen. Andernorts schon: »Etwa 70 unserer Angestellten sind an die Front gegangen, um unsere junge Republik gegen die ukrainische Aggression zu verteidigen. Einige von ihnen sind leider gefallen«, berichtet Stulin.

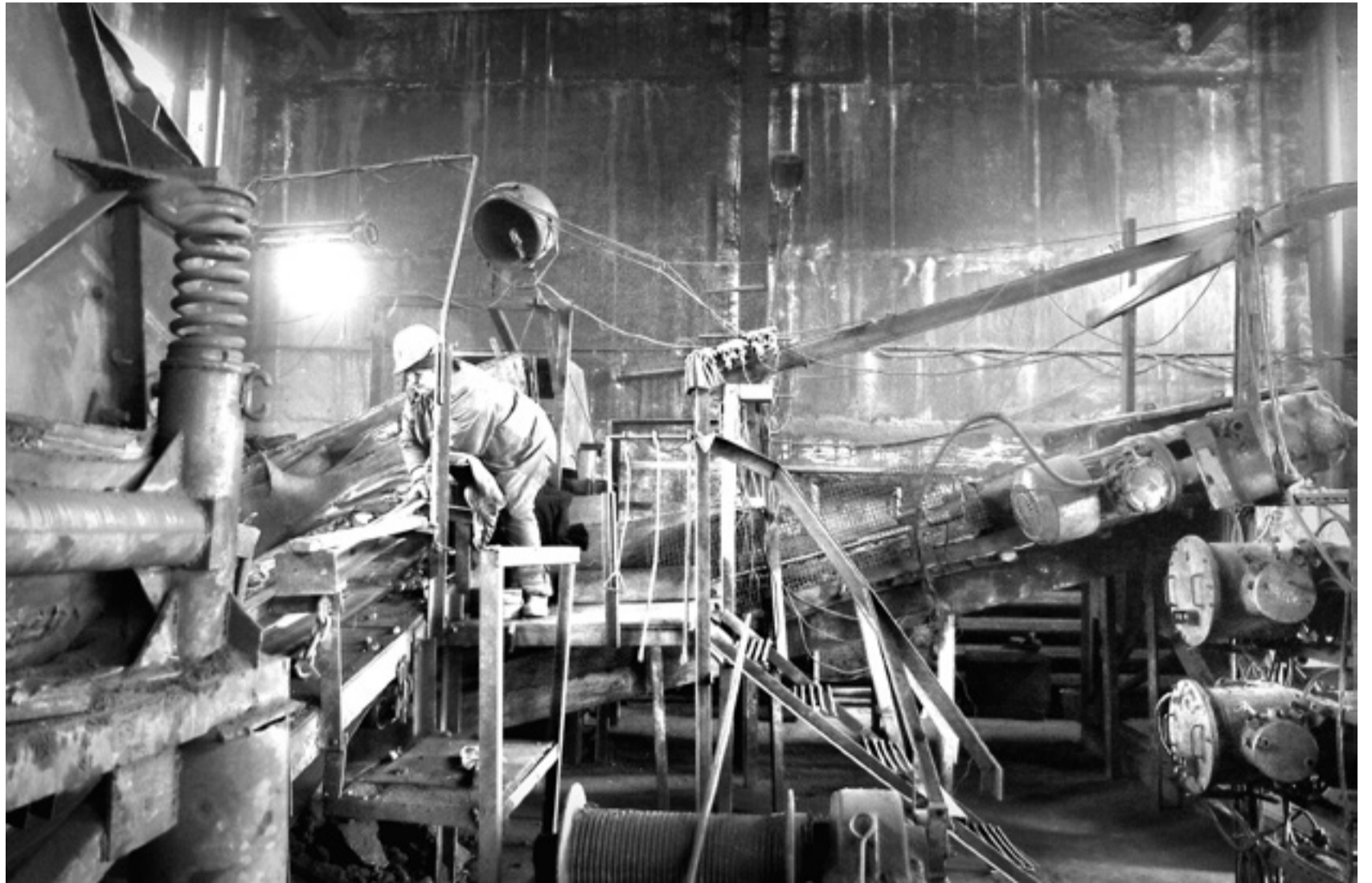
Das Energieministerium der »Donezker Volksrepublik« sorgt inmitten des Kriegschaos für die Verteilung der in den Minen geförderten Kohle. Als plötzlich eine Frontlinie quer durch die Industrieregion verlief – die nun gleichzeitig die westliche Grenze der DNR ausmacht – wurde der gesamte Produktionszyklus der Ostukraine gestört. Rohstofflieferanten wurden von großen Stahlkombinaten, die ihre Öfen mit Steinkohle betreiben, getrennt. »Die Kohle aus unserem Betrieb wird in einem Kraftwerk hier in der DNR genutzt«, sagt der Direktor, in dem er die Abkürzung des neuen Staates verwendet. »Unsere Arbeit stellt sicher, dass wir in der Republik Strom zur Verfügung haben.« Über eventuelle Exporte von DNR-Kohle möchte Stulin sich nicht äußern: »Das ist nicht meine Angelegenheit.«

Kenner der Materie gehen davon aus, dass im Hintergrund Vereinbarungen bestehen, die es möglich machen, über die Grenzen der Kriegsparteien hinaus zu handeln – damit ein Zusammenbruch der Wirtschaft auf beiden Seiten vermieden wird. Einem Bericht der NGO Donezk Informationsinstitut vom Mai 2016 zufolge könne ein »großer Teil der Schwerindustrie (z. B. Kohle) auf den besetzten Gebieten«, gemeint sind die unter Kontrolle der Aufständischen, »nicht ohne den ukrainischen Markt bestehen.« Vielleicht eine Erklärung für die langen Güterzüge, ihre Waggons gefüllt mit der schwarzen Substanz, die man manchmal auf dem Territorium der DNR in Richtung Westen rollen sieht.

### Erstarrte Fronten

Seit April 2014 haben die Aufständischen, in den westlichen Medien meist als prorussische Separatisten bezeichnet, die Kontrolle über das Donezker Gebiet. Offiziell erkennt nicht einmal Moskau ihre Volksrepublik an, die das Zentrum der Auseinandersetzungen in der Ostukraine bildet – und, aus einem größeren Blickwinkel betrachtet, das des Konfliktes zwischen Russland und »dem Westen«. Ukrainische Regierungstruppen stehen in der Vororten der Metropole. Doch die Frontlinie bewegt sich seit längerem kaum noch. Für eine echte Offensive fehlt beiden Seiten der Wille oder die Fähigkeit.

Im Leichenhaus von Donezk landen Tag für Tag die Opfer, welche die Gefechte um die Stadt weiter fordern. »Der Tod ist aufgrund eines Granatsplitters eingetreten«,



protokolliert der dortige Rechtsmediziner Dmitrij Kalaschnikow. Einen Seufzer vermag er nicht zu unterdrücken, dann erklärt er nüchtern und sachlich: »Die Teile des Schrapnells sind an mehreren Stellen in den Körper eingedrungen. Unter anderem hat eines den Schädel durchschlagen. Wir können erhebliche Schäden im Gesicht ausmachen.«

Auch das Gebäude, in dem Kalaschnikow seinen Arbeitsplatz hat, ist nicht unbeschadet geblieben. Die Fassade zeigt Spuren des Krieges. Gerade sind wieder vier Opfer der Kämpfe in der Leichenhalle seiner Abteilung des Kalinin-Krankenhauses eingetroffen. Der Rechtsmediziner macht sich wieder an die Arbeit. »Der Verstorbene saß in seinem Auto, das völlig ausbrannte. Wir fanden schwere Verbrennungen am Körper, die nach dem Tod entstanden sind«, muss Kalaschnikow diktieren. Alle vier Getöteten waren Zivilisten. Sie warteten mit anderen darauf, die Grenze zwischen der »Donezker Volksrepublik« und der Ukraine überqueren zu können. »Eigentlich schlugen die Granaten in der Mitte des Dorfes Jelenowka ein«, weiß er über die Attacke auf den Ort zu berichten, der auf Ukrainisch Olenivka heißt. »Der Stau am Kontrollposten war lang.« Aus einem Report der Beobachtungsmission der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) vom darauffolgenden Tag, dem 28. April, geht hervor, dass der Angriff aus südwestlicher Richtung erfolgte. Dort stehen ukrainische Regierungstruppen.

Für Roman Marjenko ist die Arbeit in der Kirow-Mine für heute beendet. Eine dicke Schmutzschicht bedeckt mittlerweile sein Gesicht. In seinem linken Auge ist ein hochroter Bluterguss zu sehen. »Im Schacht hat mich ein Steinsplitter unglücklich getroffen«, erklärt der 42-jährige Bergmann. Marjenko geht hinüber zu einem Tresen und gibt dort seine Atemschutzmaske einer Frau, die solche Schutzausrüstungen zu Hunderten anderen auf ein Regal legt.

Natürlich habe er die Hoffnung, sagt Marjenko, dass dieser leidvolle Krieg ende und sich das Leben wieder normalisiere. »Wir möchten doch bloß Kohle fördern und Geld für unsere Familien verdienen – ohne dabei beschossen zu werden.« Sein Chef Stulin, der selbst jahrelang unter Tage tätig war, ergänzt: »Die harte Arbeit sind wir gewöhnt. Unser Leben leben wir hier. Wir haben nicht vor wegzulaufen.«

**Veraltete Anlagen: Auch in der Steinkohlemine von Kirowskoje fehlt es an Ressourcen**

**Gefährliches Terrain: Etliche Bergwerke liegen auf oder in der Nähe der Frontlinie im Osten der Ukraine**

**Unsichere Perspektive: Der Krieg bedroht auch die Arbeitsplätze der Kumpel**

**Durchhalten: Andrej Kopejka und seine Kollegen leben mit ständiger Gefahr**